

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Mr. 52

Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1915.

Weihnachten 1915



Welch Klingen? Hört!

Es lauscht der
Feind.

Denn aus dem deutschen
Schützengraben,
Der sonst ein Höllenrachen
scheint,

Den alle sie gefürchtet
haben,

Draus heut ein zauberischer Klang
Dringt allen me'r noch ins Gemüte,
Als ihnen sonst die Kugel drang
Mit Pfiff und Prallen ins Geblüte:

In Waffen starrend auf der Wacht
So singen, wie am heim'schen Herde,
Die Deutschen in die „heil'ge Nacht“
Ihr Lied vom Frieden auf der Erde.

Oskar Ungnad.

Der gestrenge Papa.

Auch eine Weihnachtsgeschichte. Von Karl Hans Strobl.

Also: diese Geschichte spielt in Horscht, und da ich nicht annehmen kann, daß man am Rhein und an der Elbe weiß, wo Horscht liegt, so muß hinzugefügt sein, daß es leider ein mährisches Waldneß ist, ziemlich weit entfernt von Europa. Aber in Horscht gab es doch auch eine Insel europäischer Kultur, und die befand sich auf dem Schloß, das einmal ein malerischer, romantischer Bau gewesen, aber durch einen aufs Praktische gerichteten Besitzer in einen viereckigen gelben Kasten verwandelt worden war, so daß nur noch ein massiver, runder Turm auf der Parkseite an die Hussitenzeiten erinnerte. — Seit dreiviertel Jahren war das Schloß im Besitz des Herrn Barons Lundy, und der ist eine der Hauptpersonen meiner Geschichte. Die zweite Hauptperson aber ist der junge Herr Baron Alexander Lundy, und der war damals Leutnant bei den ersten Dragonern. Nun besteht in Österreich keineswegs von Natur aus ein notwendiger Gegensatz zwischen Schloßbesitzern und Dragonerleutnants. Aber er kann sich dennoch bisweilen einstellen, wenn der Schloßbesitzer der Vater ist, bereits dem konservativen Großgrundbesitz angehört und das ganze Jahr in Horscht wohnt, während der Dragonerleutnant seine Garison in Wien hat und von der Politik nur so viel versteht, daß kein billiges Fleisch über die Grenze darf, weil sonst der Papa wieder eine Ausrede hat, die Teuerungszulage zu beschneiden.

Meine Geschichte ist eine richtige Weihnachtsgeschichte und beginnt also am Weihnachtsabend und zwar damit, daß die Köchin Johanna über den verschneiten Hof lief, die Tür zur Wohnung des Schloßkastellans Prichystal sperrangelweit aufriß und hineinschrie: „Jehsas, Jehsas, der alte Herr Baron und der junge Herr Baron raufen oben im Speiszimmer.“

Dem Schloßkastellan Prichystal, der mit seiner Familie am Tisch saß, blieb ein Stück Weihnachtstarpfen im Mund stecken. Frau Prichystal aber warf die Gabel hin und lief hinter der Köchin, die bereits wieder davongesetzt war, drein, um Einzelheiten zu erfahren. Die vier Prichystalischen Kinder aber besaßen die Geistesgegenwart ihrer Eltern noch nicht und saßen wie versteinert, mit aufgerissenen Augen um den Tisch.

Am weitesten aufgerissen waren die Augen der Ludmilla, der ältesten Tochter des Schloßkastellans. Ich weiß nicht, ob es angebracht ist, dem Leser jetzt schon zu verraten, daß er in dieser Ludmilla die dritte Hauptperson meiner Geschichte vor sich hat. Indessen, da es nun einmal geschehen ist, möge er sich vorläufig so viel merken, daß sie achtzehn Jahre alt, blond und von süßer Fülle war, und daß der junge Baron Alexander der erste Dragonerleutnant war, den sie je gesehen hatte.

Oben im Speiszimmer standen Vater und Sohn anweilt des strahlenden Weihnachtsbaumes einander mit kupferroten Köpfen gegenüber.

„Dazu also bist Du herausgekommen? Deshalb hast Du Dich entschlossen, die Weihnachtsfeiertage bei Deinem alten Vater zu verbringen? Ich hätte es mir denken können. Wenn Du von Wien weggehst, so muß das wohl seinen guten Grund haben, das hätte ich mir denken können. Schämst Du Dich denn nicht, Deinen alten Vater gerade am Weihnachtsabend anzupumpen? Und gleich um zehntausend Gulden!“

Der junge Baron stand seinem erzürnten Vater mit jener Heftigkeit gegenüber, die sich für einen Dragonerleutnant schickt, der eben ein umfassendes Gesändnis abgelegt hat: „Es wäre mir ja auch lieber, wenn es weniger wäre,“ sagte er.

„Es ist unerhört, unverzeihlich, unverschämt. Im August waren es zweitausend Gulden, im Oktober fünfzehnhundert und jetzt gar zehntausend.“

Mit einem Blick, in dem ein jeder begabtere Vater den festen Entschluß, ein neues Leben zu beginnen und zugleich kindliches Vertrauen hätte lesen können, antwortete Alexander: „Weißt Du, Papa, ich möchte endlich einmal gründlich Ordnung machen.“

„Ja, ich werde gründlich Ordnung machen, verlaß Dich darauf,“ schrie der Alte und begann dröhnenden Schrittes durch das Zimmer

zu wandern, mit einem Gesicht wie ein Löwe vor einer feldherrnhalle. Er hätte geradezu als Modell für eine Statue des zürnenden konservativen Großgrundbesitzes dienen können.

Der junge Baron aber merkte, daß sein Papa in puncto väterlicher Autorität, sittlicher Entrüstung, kurz aller Eigenschaften patriarchalischen Verhaltens während seines Aufenthaltes auf Horscht ungemein viel zugelehrt hatte. Und da ihn jetzt das unheimliche Gefühl überkam, es könne am Ende schief gehen, sagte er, was alle Söhne in solchen Fällen zu sagen pflegen: „Du bist auch einmal jung gewesen, Papa! Erinnere Dich nur . . .“

„So habe ich es aber nie getrieben . . . nie . . . nie . . . nie!“ brüllte der Baron, und er konnte es tun, denn in diesem Augenblick wäre es schwer gewesen, ihm etwas anderes zu beweisen. „Oh, ich weiß ganz genau, wie Du es in Wien treibst. Wenn Du schon Weibergeschichten haben mußt, so such' Dir doch wenigstens keine so kostspieligen aus. Ausgerechnet eine Traamtänzerin . . . glaubst Du, ich weiß das nicht? Und wenn Du schon Karten spielen mußt, muß es denn grad' Poker sein? Spiel' doch lieber Bridge, das kann wenigstens keiner ordentlich. Und wenn Du Poker spielst, so könntest Du doch auch hie und da gewinnen, Du Schafskopf.“

Der alte Baron Lundy hatte inzwischen einen noch dickeren und noch rötteren Kopf bekommen und röchelte mit einer etwas krampfhaften Wildheit. „Aber ich werde Dich zur Räson bringen. Ich werde Dir Zeit geben, nachzudenken. Du wirst Deinen Urlaub dazu benötigen, um zur Vernunft zu kommen.“ Und jetzt ereignete sich etwas, was der junge Baron noch vor einer halben Stunde für im Zeitalter des Grammophons, des Automobils und lenkbaren Luftschiffes unmöglich erklärt hätte.

Der Baron klingelte. Zwei Lakaien traten ein und pflanzten sich links und rechts neben der Tür auf. Und Baron Lundy sagte in feierlich-düsterem Ton: „Bringen Sie den jungen Herrn Baron in den Turm!“ Es war wie in einem Ritterstück, und der unmittelbare Anreiz dieser dramatischen Wendung löste ein herzliches Gelächter aus. Alexander Lundy hatte nie gedacht, daß sein alter Herr so spaßhaft sein könne: „In den Turm, Papa?“ lachte er.

Aber der alte Baron bewahrte den düsteren Ernst seiner Miene; feierlich wie eine ganze Ahnengalerie und zum äußersten entschlossen wie der gekränkte konservative Großgrundbesitz, wiederholte er: „Jawohl, in den Turm. Und ich hoffe, Du wirst das Gebot Deines alten Vaters respektieren und ihn nicht zwingen, selbst mit Hand anzulegen, um Dich dahin zu bringen.“

Da erkannte Alexander, daß es seinem Papa mit dem verrückten Einfall vollkommen Ernst war, und daß ihm nichts anderes übrig blieb, als entweder vor der Dienerschaft Standal zu machen oder zu gehorchen. Stumpfsinnig, mit einem letzten Rest eines etwas blödsinnigen Lächelns um die Mundwinkel, schritt er zwischen den beiden Dienern hin, stand geduldig vor einer eisenbeschlagenen Tür, die mit fünf Schlüsseln geöffnet werden mußte, trat ein und ließ sich ohne Widerstreben wieder mit allen fünf Schlüsseln einsperren.

Man hatte eine Lampe zurückgelassen, und in deren Schein betrachtete er jetzt seinen Kerker. Es war ein kreisrunder Raum mit dicken Mauern, und der Gefangene schloß, daß er sich hier wohl in dem Hussitenturm, dem letzten Überrest des alten Baues, befinden müsse. Im übrigen war es nicht gar zu unbehaglich. Ein eisernes Feldbett stand da mit frisch bezogenem Bettzeug, ein kleiner eiserner Ofen glühte, gar nicht so ungemütlich und spendete Wärme, die Wände schienen vor kurzer Zeit frisch geweißt, und sogar das kleine vergitterte Fenster hoch oben in der Wand war von Staub und Schmutz gereinigt.

Auf dem Tisch stand ein Wasserkrug und lag ein Laib Brot. Das war zwar furchtbar silbvolll mittelalterlich, aber man hätte dieses Kerkerstilleben mit weit reinerem Vergnügen betrachten können, wenn man eine anständige Weihnachtstafel hinter sich gehabt hätte.

Die Blinden hören.

Die Blinden hören — Nicht vor ihnen erklingt ein Klavier, singt ein Cello — Ein Stüd von Popper. Dann Gefang. Vieder, die man in aller Heimat kennt. Schwermütige Vieder deren Worte der Liebe und dem Frühling gelten. Die Blinden hören. — In den ersten Stuhlreihen sitzen die völlig Erblindeten. Einer von ihnen, ein Unteroffizier, hält seine kleine Tochter auf dem Schoß. Sein Nebenmann, der eine schwarze Brille über den erloschenen Augen trägt, liebkost das Eisene Kreuz an seiner Brust. Er tastet die Formen des Kreuzes ab, streichelt über seine Kanten und gleitet mit dem Finger den Nillen nach. Ein Dritter, den ein Schrapnellsplitter um das Sehen gebracht hat, macht sich mit seiner Mühe zu schaffen. Das blanke Lederschild faßt er gern an. Er streicht darüber hin, als ob es gälte, die Blindheit des Schildes zu verschleichen. Der neben ihm sitzt, gibt mit dem rechten Fuß den Takt. Bei allen Forte-Stellen reizt ihn sein rhythmisches Gefühl dazu hin, mit beiden Füßen zu taktieren.

Dann kommt ein ganz junger Flügelmann. Dessen Augen haben sich scheinbar gar nicht verändert, als sie ihrer Sehraft beraubt worden waren. Wüßte man nicht, daß seine Augen gestorben sind, man könnte sie für so lebendig halten, als sie vordem gewesen sind. Der junge Blinde sitzt unbeweglich da, ganz reglos. Er hat den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und die Hände auf dem Schoß gefaltet. Haben ihm die Melodien, die auf ihn einströmen, gar nichts zu sagen? Klang in ihm, als die Worte der Vieder von Liebe und Frühling kündeten, keine Erinnerung an eine entschwundene Zeit an? Da, während eines kurzen Nachspieles auf dem Klavier, als der Beifall der Kameraden schon anhebt, beginnt der Reglose zu leben. Langsam und schwer, leise und träge drängt sich aus einer seiner Pupillen eine Träne. Ein Weilschen nur zittert sie an der braunen Wimper, dann fällt sie auf den Uniformrock hinab, wo sie sich tief in das feldgraue Tuch einsaugt.

Noch einen anderen habe ich während des Spiels beobachtet, der rieb sich in einemfort die Hände, spreizte Zeigefinger gegen Zeigefinger, preßte die Handflächen aneinander.

Vergerbild.



Wo ist der deutsche Michel?

Also hell, ganz hell. Und er sieht noch immer nichts, als Finsternis und wieder Finsternis, Nacht und wieder Nacht.

Die Blinden hören. . . .
Jetzt wird es lustig. Ein beliebter Komiker ist gekommen um den Blinden vorzuführen und vorzubellamieren, wie es 1870 war und wie er mit dem Urwater der Menschheit, Adam, gesprochen hat. Sie sehen, daß meine Nase edel geformt ist, meint der behagliche, runde und ewig junge Komiker. . . . Sie sehen. . . . Eine Redensart, die unbemerkt bleibt.

Die Blinden lachen. Sie lachen und grüßen den Künstler, der mitbestrebt ist, ihren seufzenden Seelen Weiterkeit zu bringen. Leo Heller.

Von der menschlichen Ernährung.

Nach den Berechnungen Bachmanns ernähren sich etwa 640 Mill. Menschen, also mehr als ein Drittel der gesamten Menschheit, fast ausschließlich von Reis.

Die todesmutigen Japaner.

Es wird immer wieder erzählt, daß die Japaner von einer unglaublichen Tollkühnheit und Todesverachtung sind und unbefürchtet um eine vielfache Übermacht und die Aussicht auf sicheres Verderben gegen den Feind anstürmen. Das stimmt nun auch nicht immer und einmal hat sich sogar ein ganzes Regiment geweigert, zum Angriff vorzugehen. Als während des russisch-japanischen Krieges eine außerordentlich stark besetzte Stellung bei Port Arthur mit stürmender Hand angegriffen werden sollte, weigerten sich die Soldaten, den vorangehenden Offizieren zu folgen. Das ganze Regiment mußte dann strafweise den schwersten Dienst tun und wurde erst nach einigen Wochen wieder zugelassen.

Rätsel-Ecke

Scharade.

Der Huf, Herr Schmied, war halt verloren.
Jetzt ist mein Pferd wie neugeboren.
Seit Sie es haben das geschwind,
Was Sie in Ihrem Rache sind.
"aboyssag : bunssag"

Kreuzrätsel.

In jede Ecke der Figur ist eine Silbe zu setzen, so daß zwei davon zusammengelesen folgende bezeichnen: 1 und 2 eine von 1871 bekannte Festung, 1 und 4 einen Windfänger, 2 und 3 der größte Dichter Italiens, 3 und 4 Humboldts Grabstätte.
"unssag : bunssag"

Skat-Aufgabe.

Vorhand hatte:

As	Kneun	Asht	Sieben	Kneun	Asht
Asht	Herzen	As	Karo	Kneun	

"Hag roh gun As ist nuss Hagl quohreim
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"

Früchte-Rätsel.

- Ich kenn' eine Frucht, die ist nur klein,
Und doch geht ein ganzer Kurort hinein.
- Ich sag das Wort im scheltenden Ton,
Getrennt, zu meinem Bildfang als Sohn.
- Wenn der Frucht man den Fuß geändert hat,
So wird ohne e sie zur preußischen Stadt.
- Hast Du's — so wünsche ich, daß es Dir schmeckt,
Wist Du's — hat niemand vor Dir wohl Respekt.
- Jüngst blieb's meinem Kinde im Halse stecken,
Nun operiert man's daran, o Schrecken.

"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"
"Bunssag : bunssag"



Die Kunst im Dienste der Wohltätigkeit.

Auf dem Wittenbergplatz in Berlin ist jetzt in einem besonderen Gebäude das von Prof. Kampf entworfene Gemälde „Auszug eines Kriegers“ ausgestellt. Das Gemälde ist nur in Umrissen vorhanden, während das Publikum nun einzelne farbige Mosaiksteinchen hineinfügen soll, um so das Werk in seiner Schönheit zu vollenden. Diese Steinchen werden in den verschiedenen Farben zu den verschiedensten Beträgen zum Besten der Säuglingsfürsorge verkauft.



Ein serbischer Miniatursoldat.

Ein 10 jähriger Knabe, der im serbischen Heere Waffendienste leistet.



Im Dardanellengebiete.

Türkische Soldaten auf dem Achterdeck eines U-Bootes.



Vom letzten Kriegsrat in Frankreich. Der König von England, General Joffre und Präsident Poincaré an der Kampffront. Nach einer französischen Darstellung.



Der österreichische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef beim Frühstück inmitten seines Stabes.

Halb belustigt und halb wütend lag Alexander auf seinem Feldbett und war eben im Begriff einzuschlummern, als er ein leises Pochen zu hören glaubte. Er fuhr auf und bekam Herzklopfen, denn schließlich war die ganze Geschichte etwas abenteuerlich, und man konnte nicht wissen, zu welcher neuen Szene dieses Pochen die Einleitung war. In sein Herzklopfen hinein meldete sich wieder ein Tappen und Tasten vom Fenster her. Im nächsten Augenblick hatte Alexander den Tisch an die Wand gerückt, war hinaufgeturnt und stand nun, den Wasserkrug und den Brotlaib zwischen den Beinen, aufgereckt da, um den Riegel zurückzuschieben und das Fenster zu öffnen.

Zwischen den Gitterstäben erschien ein kleines Körbchen, das sich knirschend durch das eiserne Viereck quetschte und an einem Strick herabglitt. Der junge Baron nahm es in Empfang und fand einen Inhalt: Bratfisch und Sulzfrisch, köstlichen Fasan und Gänseleberpaste, Käse und Obst, allerliebste auf kleinen Tellerchen angeordnet und mit weißen Papierservietten zugedeckt.

Als das Körbchen geleert war, ging es wieder hoch und erschien nach einer Weile zwischen den Gitterstäben. Diesmal sahen die Köpfe dreier Flaschen aus dem Geflecht. Mindestens ebenso interessant wie dieser Anblick war aber die Hand, die gebenedeite Spenderin dieser Kostbarkeiten, diese kleine Hand, durch deren Finger da oben der Strick lief.

Der junge Baron Kundy verstand sich von seinen Wiener Freundinnen her auf Hände, und als die Flaschen aus dem Korb genommen waren, fing er mit raschem Griff die zappelnden Finger und hielt sie fest. Es war ein Fang hoch über seinem Kopf und keine Rede davon, sie etwa mit den Lippen zu erreichen. Aber man konnte sehen, daß es runde, rosige, feste Finger waren, mit kurzen Nägeln, man konnte ein reizendes Gelenk sehen und einen samtig weichen Handrücken und eine leicht gehärtete Innenfläche fühlen. Es war eine Arbeitshand eines jungen Mädchens. Während er mit der linken Hand die Finger am Gitterfenster festhielt, suchte er mit der Rechten eine Visitenkarte und seinen Crayon. Dann ließ er die Finger oben Papier und Stift fühlen, und an ihrem Bleiben sah er, daß er verstanden worden war.

Und nun schrieb er: „Ich möchte mich bedanken. Wollen Sie mir nicht Gelegenheit geben, meinen Dank abzustatten?“

Die Finger erfaßten Karte und Stift und zogen sich zurück. Nach einer Weile nahm er die Antwort in Empfang: „Wie meinens daß?“

O du entzückend mangelhafte Orthographie, dachte Alexander. Dann schrieb er: „Sie können doch ganz gewiß zaubern. Sie sind eine Fee, ich weiß es. Kommen Sie in meinen Kerker!“

Darauf kam die Antwort: „Der Vatter hat die Schlüssel übernommen. Bis der Vatter schlafft!“

Sie muß sehr hübsch sein, dachte Alexander, weil sie so viele Fehler macht. Dann schrieb er noch: „Gut, ich wart!“ und damit war die Korrespondenz zu Ende und die Visitenkarte vorn und hinten vollgeschminkt.

Der junge Baron Alexander ging in seinem Kerker auf und ab, legte im eisernen Ofen nach und arrangierte dazwischen auf dem Tisch eine Tafel mit zwei Gedecken. Trotz seines großen Hungers rührte er nichts an und wartete. Und er gestand sich, daß er nie

in seinem Leben auf eine Frau mit solcher Ungeduld und freudigen Aufregung gewartet hatte.

Endlich nach Mitternacht hörte er ein leises Tappen an der Tür und dann knackten alle fünf Schlösser, eines nach dem andern . . . und nun schlüpfte ein in ein großes Tuch eingehülltes Wesen in den Kerker.

Der scharfsinnige Leser wird bereits längst vermutet haben, daß es die dritte Hauptperson meiner Geschichte ist. Der scharfsinnige Leser hat recht: es war wirklich Ludmilla, die blonde Kastellansdöchter.

„Oh, mein Gott, Sie armer Herr,“ sagte sie, indem sie neben der Tür stehen blieb, „das ist ein schöner Weihnachtsabend für Sie.“

Alexander fand, daß sie noch viel hübscher war, als der schlechten Orthographie entsprach. „Mein Vater ist ein Tyrann,“ sagte er dumpf, dann änderte er den Ton: „aber er hat mich zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht.“

Für Ludmilla war so etwas vollkommen neu. Sie strahlte.

Aber sie wollte noch mehr, hören und fragte: „Wieso?“

„Weil mir dadurch das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zuteil geworden ist.“ Man sieht, daß so ein Dragonerleutnant in jeder Lage immer etwas Passendes zu sagen weiß.

Dann führte er seine schöne Besucherin mit weltmännischer Eleganz zur Tafel. „Die Köchin hat nicht zugeben wollen, daß Sie bei Wasser und Brot bleiben,“ sagte sie.

„Ach was . . . ich freue mich darüber nur deshalb, weil es mir so schöne Hände gebracht haben,“ antwortete der junge Baron.

Ludmilla sträubte sich zuerst, zu essen, denn der gute Ton in Horschitz verlangt es, sich in solchen Fällen sehr nötigen zu lassen. Aber nachdem Alexander mit einigen Scherzen die ersten Bissen in sie hineingezwängt hatte, ging es schon von selber.

Gegen Ende der Mahlzeit warf er seine Papierserviette von sich und sagte: „Donnerwetter, Papa ist doch ein Mordskerl. In einem so gemüthlichen Chambre séparée war ich ja noch gar nicht!“

„Chambre separée, was ist das?“ fragte Ludmilla mit einem Horschitzer Augenaufschlag.

„Chambre séparée ist ein Gefängnis zu zweien,“ wobei der scharfsinnige Leser daraus ersieht, daß Alexanders Stimmung jetzt auf der Höhe der Aphorismenerzeugung angelangt war. Aber er zog es dennoch vor, seinen Satz nicht durch Worte, sondern durch einen Kuß auf Ludmillas Mund zu beenden. . . .

Der alte Baron Kundy spielte beharrlich den mittelalterlichen Schlossherrn weiter und ließ den ungeratenen Dragonerleutnant die ganze Feiertage über im Husitenturm schmachten. Und daß der junge Baron gar nicht hinaus verlangte, schien dem Alten der Beweis aufrichtiger Reue. Als der Urlaub zu Ende ging, ließ er seinen Sohn aus dem Kerker holen und gab dem zerknirschten Sünder eine Anweisung auf zehntausend Gulden und eine Menge väterlicher Ermahnungen mit nach Wien. . . .

Aber als ein Jahr vergangen war und der junge Baron Kundy kurz vor Weihnachten wieder seinen Besuch in Horschitz ankündigte, mußte der alte Baron inzwischen das Geheimnis des „Turms“ wohl erfahren haben und er telegraphierte umgehend zurück: „Bleib dort! Wieviel brauchst Du?“

Weihnachtsglück.

Nun zünden lächelnd wir die Lichter an
Am Tannenbäumchen, das wir uns geschmückt,
Und schau'n uns in die Augen, froh beglückt,
Denn alles, was ein Mensch sich wünschen kann,
Ward vom Geschick so reichlich uns gegeben:
Die Liebe und die heit're Lust am Leben.

Wie wild der Schnee jetzt in den Gassen treibt,
Recht wie der eitle Wünsche Gaukeltanz,
Um eines Augenblickes Glück und Glanz,
Der länger nicht als eine Flocke bleibt.
Wir lernten wohl vom Leben das Bescheiden
Und brauchen keinem Glück und Gunst zu neiden.

Klopft an bei uns, wir rufen gern: Herein!
Bei uns ist's hell und warm, wenn's draußen Nacht
Und mit uns haust das Glück und bleibt und lacht,
Weil wir's nicht zwingen wollen, treu zu sein.
Und da wir lust'ge und bescheid'ne Leute,
Schlüpfst oft durch unsre Türe auch die Freude.

Nun zünden lächelnd wir die Lichter an
Und schau'n beglückt in all' den Wunderglanz,
Wir fragen nicht's, wir sind zufrieden ganz,
Wenn alles endet, wie es schön begann,
Und werden in des Leben ernstesten Tagen
Den Christnachtsglanz still in uns weiter tragen.

Der Weltkrieg.

Wie hat ein Bräutigam um die Angebetete seines Herzens heißer geworben als die Entente um die Unterstützung Griechenlands. O daß doch! Dieser Wunsch befeelt die Herren Frankreichs und Englands. Aber König Konstantin, der wohl weiß, was er tut und der sein Land zu sehr liebt, um es in irgend ein Abenteuer zu stürzen, das für ihn und sein Reich doch ein unglückliches Ende nehmen müßte, zeigt sich als ebenso konsequenter, wie energischer Monarch. Sie mögen ihm um den Bart gehen, so viel sie wollen, Konstantin verharrt in seiner ablehnenden Stellung. Die Verhältnisse der Fremden auf griechischem Boden spitzen sich immer mehr zu. Die Einheimischen sehen die Eindringlinge, deren Vorhandensein sie in materieller Hinsicht nur schädigen kann, mit scheelen Augen an. Noch unerquicklicher aber gestaltet sich die Situation zwischen Franzosen und Engländern selbst. — Den gelandeten Truppen fehlen Verspannungen



Der Hochgebirgskrieg.

Transport eines schweren italienischen Mörsers auf eigens zu diesem Zwecke angelegten Gleise.

für die Geschütze. Die bereits seit einiger Zeit gelandeten englischen Geschütze wurden auf telegraphischen Auftrag aus London bisher nicht ins Innere geschafft, sondern in Saloniki belassen. Von den Griechen erhalten die Landungstruppen nichts. Diese bringen alles im Überfluß mit und haben den Auftrag, nichts in Saloniki einzukaufen. Ununterbrochen treffen Tausende fliehender Serben ein. Es

herrscht große Teuerung, aber keine Not. Fabelhafte Preise werden für Wohnzimmer bezahlt. In den Gasthäusern ist bis Witternacht ein lebensgefährliches Gedränge. Stark getrennt

durchziehen englische, französische und griechische Patrouillen die Stadt. Zu Feindseligkeiten zwischen den Landungstruppen und Griechen ist es bisher nicht gekommen, nur Ausschreitungen

von Trunkenen fanden statt. Groß ist bei den Franzosen die Furcht vor den bulgarischen Vassonettangriffen. — Viele Franzosen äußern ihren Unmut; sie erklären, man habe ihnen gesagt, daß sie nach Marokko gehen sollen, indessen habe man sie unerwartet in Saloniki gelandet. Die Stimmung der Griechen ist sehr gedrückt. Serbien wird als endgiltig vernichtet betrachtet und groß ist die Sorge der Bevölkerung, was die nächsten Tage bringen, wenn die Bulgaren die Offensive gegen die Engländer und Franzosen ergreifen sollten. Am heiligen Dimitritage herrschte in der blauweiß besagigten

Stadt lebhaftes Treiben. Saloniki machte den Eindruck einer Kieler Woche, verbunden mit Münchener Oktoberfest. Als die Fröhlichkeit, an der Engländer und Franzosen teilnahmen,

ihren Höhepunkt erreichte, traf gerade die Hiobsbotschaft ein, daß Nisch von den Bulgaren genommen worden sei. Darauf war die frohe Stimmung plötzlich wie weggeblasen.

Während sich auf der offenen Bühne von Saloniki Vorgänge abspielen, die zu einem Finale voll Schreck und Grauen drängen, ist auf dem Amselfelde, das von dem Rest der serbischen Armee verteidigt wird, eine große



Eine Kriegsbeerdigungsfeier.

Unser Bild stellt die Einweihung eines Kriegerbegräbnisplatzes in der Umgebung des masurenischen Ortes Scharnau dar. Links liegen die Deutschen, rechts die Russen. Jedes Grab ist mit einem hölzernen Kreuz geziert, auf dem der Name des Gefallenen zu lesen ist.

Schlacht im Gange. Ein serbischer Offizier, der am 15. November vom Amselfeld, gekommen ist, entwirft ein entsetzliches Bild des sich abspielenden Dramas. Die halbe Bevölkerung Serbiens hat dort

Zusucht gesucht. Sie selbst Hunger und ist ohne Obdach dem
rauen Wetter ausgesetzt. Wegen Futtermangels sind Hunderte
von Ochsen und Pferden gestorben. Die Leichen liegen ver-
faulend umher. Der Weg nach Albanien ist für diese Unglück-
lichen unbrauchbar, weil die angrenzende Gegend von allem
entblößt ist. Der Rückzug nach Montenegro ist ebenfalls un-
möglich. Die Lebensmittel seien dort nach der Absperrung von
Antivari äußerst knapp. Inzwischen bewacht die serbische Armee

Belien, wo sie halt machen. Es sind Meldungen eingetroffen,
die bulgarischen Streitkräfte planten einen Angriff gegen die
englisch-französischen Truppen, und General Gallwitz marschierte
mit einem Armeekorps an, um ihnen zu helfen. Dies letztere
werde aber nicht geglaubt.

Während sich die letzten Trümmer des serbischen Heeres
auflösen, flieht König Peter von Ort zu Ort. Der alte Mann
hat die Stunde der Vergeltung erlebt. Für die Ränke, die er



das Amsfeld und besetzte die Linie Kurfumlija, an der alt-
serbischen Grenze entlang bis Dranja, von dort südwärts über
Karadag bis an die Rakanikapässe. Die Serben seien von
Westen bedroht durch die Offensive der Österreich-Ungarn aus
der Richtung Bisegrad, meistens aber durch die Versuche, die
Rakanikapässe zu umgehen, Giliän zu erobern und von dort
das Amsfeld zu erreichen. In dieser Gegend ist ein erbitterter
Kampf im Gange, dessen Ausgang noch unsicher sei. Die Lage
um Monastir sei unverändert. Die Bulgaren bleiben südlich

gesponnen hat, für die Untaten, die er vollbringen ließ, um
seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen, hat ihn die rächende
Remeis ereilt. Wohin er sich schließlich wenden wird? Man
sagt, nach Montenegro, zu Nikita. Wird er sich von dort nicht
bald wieder auf die wilde Flucht begeben müssen?

Cardonas Soldner, die noch immer nicht den rechten Fuß
vorgestreckt haben, um den Marsch nach Triest und Wien an-
zutreten, begnügen sich vorläufig damit ihr Mütchen an Görz
zu fühlen. Von drei Höhen herab, bombardieren sie Görz.

Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes.

Von Dr. B. Martell.

Das Weihnachtsfest mit seiner tiefen fesselnden Symbolik hat im Laufe der Jahrhunderte manchen Wandel in seinen Gebräuchen und dem äußeren Kult erlebt und es mag manchen überraschen, daß der uns heute mit dem Weihnachtsfest als selbstverständlich verknüpft erscheinende Weihnachtsbaum dennoch eine verhältnismäßig kurze Geschichte hinter sich hat. Es ist unschwer erkennbar, daß wir in der Sitte des Weihnachtsbaumes einen Baumkult vor uns haben der als solcher an Vorgänge ähnlicher Art auf anderen Gebieten anknüpft. Frühzeitig entwickelte sich im Volke der Glauben, daß gewisse Bäume Segen ins Haus brächten und so steckte der Bauer in manchen Gegenden zu Winterbeginn immergrüne Bäume, wie Wacholder, Kiefer, Fichte und Mistel unter das Dach, wobei die Zahl der Zweige den zu erwartenden Segen andeutete. Es entstand auch die Sitte, Tannenbäume vor das Haus oder um den Brunnen zu pflanzen, um so dem ganzen Hause oder dem Trinkwasser einen wohlthätigen Segen zu sichern. Der Bischof Burchard von Worms (1000—1025) berichtet von einem Dekret des „Papstes“ Marialis, nach welchem die Schmückung des Hauses zum Jahresbeginn am 1. Januar mit Lorbeer und Baumgrün verboten war. Der Bischof Burchard von Worms irrt allerdings in der Bezeichnung des Marialis als Papst, da es einen solchen nicht gibt und meint ersichtlich den Bischof Martin von Bracara (Braga) † 580, der sich in diesem Sinn aus sprach. Der syrische Kirchenvater Ephram hat uns von Epiphaniensfeste die Sitte geschildert, nach welcher die Türe mit Grün bekränzt wurde. — Man erblickte die Gegenkraft der Bäume in ihrem dauernden Grün, mit dem man den Gedanken eines langen Lebens verband. Ähnlich schrieb man dem frischen Grün von Birken und blühenden Kirschbäumen die Zauberkraft der Verleihung einer frischen Jugend zu. Auf demselben symbolischen Boden wächst aber auch der alte Glauben, daß Schläge mit einer grünen Gerte Krankheit vertreiben. Hier haben wir den Ursprung der für die Kinderwelt so bedeutsamen Rute von Knecht Rupprecht und St. Nikolaus zu suchen. Es wird begreiflich, daß die Phantasie des Volkes jene wenigen Bäume, die auch im Winter ihre Lebenskraft durch prangendes Grün bekundeten, zu dem Range eines Wunderwesens erhoben, das mit überförmlicher Kraft begabt erschien. Ähnlich sind die grünen Zweige der „Naien“ von einer reichen Symbolik umgeben. Als Erntemat trifft man ihn auf den Erntewagen, als Brautmat begleitet er den die Aussteuer tragenden Brautwagen; ein besonders charakteristisches Wahrzeichen bildet der symbolische Baum jedoch beim Nichtfest eines Hauses, das vor der Dachdeckung steht. Der mit bunten Bändern geschmückte Baum vertritt hier die Hoffnung auf Glück und Segen. Häufig waren Bäume auch mit Lichtern besteckt oder mit Äpfeln, Nüssen und Brezeln behangen. Der immergrüne Baum im Strahl der Dichter brachte dann in seiner Symbolik zwei grundlegende Elemente zum Ausdruck, nämlich das Leben und das unentbehrliche Licht.

Die Entwicklung der mit dem Tannenbaum verknüpften Symbolik führt uns als erste sichere Quelle auf Sebastian Brandis im Jahre 1494 erschienenen bekanntes „Narrenschiff“, wo die Tanne allerdings nur als Segenszweig für das neue Jahr Erwähnung findet. Die weihnachtliche Gestalt, in der wir heute den Tannenbaum betrachten, ist urkundlich noch wesentlich später nachweisbar. Nach einer Schrift des bekannten Züricher Forschers Prof. Arnold Meyer läßt sich in diesem Sinne als älteste Urkunde eine solche aus Straßburg für das Jahr 1605 nachweisen. Dort verschönte man das Weihnachtsfest durch Tannenbäume, die man mit buntfarbigen Papierrosen behang, auch sonst durch Äpfel, Oblaten und Zucker schmückte. Die Straßburger Handschrift erwähnt auch einen viereckigen Rahmen, den man um den Weihnachtsbaum legte. Ein Straßburger Pfarrer J. C. Dannenhauer war es dann, der den Weihnachtsbaum in seiner das heilige Fest verklärenden Stellung zu bekämpfen glauben mußte. In einer Katechismuspredigt zog dieser Pfarrer gegen den lieben Weihnachtsbaum zu Felde und beschuldigte ihn, daß er mit seinem Laub von dem wahren Christbaum ablenke. Das Eläß erscheint somit als das Geburtsland des weihnachtlichen Tannenbaumes, der von hier aus seinen Siegeszug durch die Welt antrat. In Zürich war der Weihnachtsbaum gegen Ende des 18. Jahr-

hundertis bereits allgemein. Wenn der Kupferstecher Otto Schwertdigger (1785—1878) und nach ihm mancher Zeichner und Maler Luther im Kreise seiner Familie mit einem Weihnachtsbaum zur Darstellung brachte, so wurde hier der Geschichte Gewalt angetan, denn Luther und seine Zeit kannte den schönen Brauch des Weihnachtsbaumes tatsächlich nicht. Luther, der ja die Kirche in ihren äußeren Zeremonien auf die denkbar größte Einfachheit zurückzuführen suchte, war andererseits doch von zu reichem Gemüt, um die alten kirchlichen Gebräuche von Krippe und Wiege nicht zu bekämpfen. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Reformierten ernstliche Erwägungen hegten, ob das Weihnachtsfest noch gefeiert werden solle, da dies nach Gottesgebot keine Vorschrift sei. Lange Zeit hat der Protestantismus gegen manche Erscheinung des Weihnachtsfestes eine starke Abneigung bekundet. Lärmende Weihnachtszüge und Gelage empfand man als unchristlich, das Erscheinen des Christkindes in den Häusern betrachtete man als eine Lästerung des wahren Christus und in der Bescherung erblickte man eine unzulässige Ablenkung von den kirchlichen Gottesgaben. Es war nur folgerichtig, daß dieser Pietismus dem im strahlenden Glitterglanz sich gebenden Weihnachtsbaum ablehnte, der nach diesen religiösen Auffassungen mit kirchlicher Schlichtheit nicht vereinbar war. Und dennoch war es gerade der Protestantismus, der das Weihnachtsfest zu seiner heutigen Bedeutung erhob. Der um die Jahreszeit des Weihnachtsfestes reiche Heiligentum blieb für den Protestantismus unwirksam und so entschloß man sich, das Christfest mit um so schönerem Glanze auszustatten. Der Pietismus wählte den Ausweg, das Weihnachtsfest mehr der Kirche zu entziehen und es so hauptsächlich zu einem Familienfeste zu gestalten, so daß man hinsichtlich der zu entwickelnden Gebräuche eine reichliche Freiheit erhielt. So lebten alte Gebräuche auf; die Kinderbescherung und der Dichterbaum wurden untrennbare Beigaben des Weihnachtsfestes. Die Kinderbescherung war schon zu Luthers Zeiten üblich, denn er fragte sein Töchterchen Lenchen, was es sich zum h. Christ wünsche.

Die Sitte des Weihnachtsbaumes verbreitete sich vom Elßaß zuerst durch die deutsch-protestantischen Länder. Für die rheinischen Alemanen kann man den Brauch des Weihnachtsbaumes aus einem Hebelischen Gedicht des Jahres 1803 nachweisen, das von einer Mutter erzählt, die während des Schlafes ihres Kindes den Weihnachtsbaum rüstet. Das Aufhängen des Weihnachtsbaumes an die Decke erinnert an eine alte, ähnliche Sitte unserer Vorfahren, die mit den Segenszweigen so verfahren. In Berlin ist der Weihnachtsbaum für das Jahr 1810 nachweisbar, doch bediente man sich damals vielfach noch einer hölzernen Pyramide. Das katholische Rheinland ergriff die Sitte des Weihnachtsbaumes erst nach der preussischen Besitznahme, durch welche die protestantische Einwanderung eingeleitet wurde. Andererseits ist der Weihnachtsbaum in manchen Gebieten mit gemischtem Bekenntnis von der katholischen Bevölkerung wenig oder gar nicht angenommen worden. In dem katholischen Ausland ist der Weihnachtsbaum vielfach bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben, wobei in manchen Fällen wohl auch die Tatsache die Entscheidung gab, daß der Tannenbaum in einigen Ländern fehlte. Frankreich lernte den deutschen Weihnachtsbaum 1870 durch unsere Krieger kennen, wo vom König bis zum letzten Soldat jeder seinen Christbaum hatte. An der Riviera ist der Weihnachtsbaum unter den dortigen Kurgästen ein steter lieber Gast; auch in Norditalien hat die Sitte vielfach Eingang gefunden. In Holland dagegen ist das Geschenkfest bis zur Gegenwart bei dem St. Nikolaustag verblieben; dort feiert man das Weihnachtsfest nicht. Ähnlich war es im 18. Jahrhundert in der Schweiz, doch ist dort heute das Nikolausfest durch das Weihnachtsfest völlig verdrängt worden.

So ist der Weihnachtsbaum eine echte deutsche Schöpfung, getragen von einem weihvollen Kult, den heute niemand missen möchte. Wo die Tanne im weihnachtlichen Kerzenlicht erstrahlt, umjubelt von frohen Kinderherzen, da erscheint das Dasein für eine kurze Spanne Zeit von aller irdischer Bitternis frei und Groß und Klein genießt in vollen Zügen die kärglich bemessenen Stunden reinsten Glückes der so einzig schönen Weihnachtszeit.